

## Warum sich das Gendern nicht mit guter Sprache verträgt

Ein Werkstattbericht

Von Tim Schröder, Wissenschaftsjournalist

Viele Menschen, die gendern, tun das mit der besten Absicht. Sie möchten ein Signal für mehr Toleranz setzen und in der Sprache alle Geschlechter gleich sichtbar machen. Das ist löblich. Übersehen wird dabei, dass das Gendern gänzlich unnötig ist, weil die deutsche Sprache Frauen und diverse Menschen keineswegs unsichtbar macht. Das Gendern fußt auf der Fehlannahme, dass das „generische Maskulinum“ wie zum Beispiel in dem Satz „Jeder Mensch soll dieselben Rechte haben“ oder in „Jeder Bürger geht wählen“ nur Männer bezeichne. Die Wortgattung „Maskulinum“ wird grundsätzlich mit dem biologischen Geschlecht „Mann“ gleichgesetzt. Diese vereinfachende Annahme ist falsch und mittlerweile von Sprachwissenschaftlern vielfach und in aller Tiefe widerlegt worden. Es besteht also kein Anlass zum Gendern.<sup>1</sup>

In diesem Essay will ich nicht näher auf die sprachwissenschaftliche Diskussion eingehen. Vielmehr zeige ich an zahlreichen Beispielen aus dem Berufsalltag eines Schreibers, dass das Gendern sprachlich ausgesprochen problematisch ist und permanent zu Missverständnissen und falscher Grammatik führt. Das Problem des Genderns besteht vor allem darin, dass es die Regeln der klaren und verständlichen Kommunikation verletzt. Das gilt nicht nur für den Journalismus, sondern für alle Lebensbereiche. Falls Ihnen nicht auf Anhieb klar ist, was „Schulende“ bedeutet, falls Sie länger als drei Sekunden über die Bedeutung der Worte „Planer\*innenzunft“, oder Pol- und Pat\*innen nachdenken müssen, dann sind Sie hier genau richtig. An diesen und vielen anderen Beispielen zeigt dieses Essay, wie und warum das Gendern zu Problemen führt.

- 
- <sup>1</sup> Eckhard Meineke, 2023: Studien zum genderneutralen Maskulinum. Universitätsverlag Winter, Heidelberg.
  - Fabian Payr, 2021: Von Menschen und Mensch\*innen. Springer Verlag.
  - <https://www.linguistik-vs-gendern.de/pro-contra-argumente/>

## 1. Worum geht es beim Gendern eigentlich?

Nach Ansicht der Genderbefürworter spiegelt sich die seit Jahrhunderten anhaltende Vorherrschaft des Mannes in der Gesellschaft – in der Politik, in der Wirtschaft und in vielen anderen Bereichen – auch in der Sprache wider. So wie der Mann die Gesellschaft dominiere, beherrsche die „männliche“ Form, das Maskulinum, die deutsche Sprache. Stein des Anstoßes ist vor allem das generische Maskulinum, das sich in Begriffen wie „der Kunde“, „der Gast“, oder „die Ärzte“ findet. Frauen und diverse Personen, heißt es, seien nur „mitgemeint“ und dadurch unsichtbar.

### Info-Kasten generisches und spezifisches Maskulinum

Sprachwissenschaftler unterscheiden zwei Formen des Maskulinums: das „spezifische Maskulinum“ und das „generische Maskulinum“. Im ersten Fall ist eine konkrete Person gemeint, im zweiten eine unbestimmte Gruppe von Menschen:

- Herr Schmidt ist ein gern gesehener Kunde. (spezifisch)
- Immer mehr Kunden bestellen ihre Waren im Internet. (generisch)

Die Kritik der Genderbefürworter richtet sich vor allem gegen das „generische Maskulinum“. Es sei jene Form, die Frauen und diverse Menschen unsichtbar mache.

Die Genderbefürworter fordern deshalb eine „gendergerechte“ oder „gendersensible“ Sprache. Künftig sollten alle Geschlechter entweder gleich sichtbar oder unsichtbar sein. Das lasse sich am ehesten erreichen, indem man das generische Maskulinum gewissermaßen eliminiere.

- Um alle Geschlechter sichtbar zu machen, werden das Gendersternchen, der Doppelpunkt oder andere Sonderzeichen verwendet – statt von „Bürgern“ spricht man von „Bürger\*innen“ oder beispielsweise „Bürger:innen“.
- Um alle Geschlechter gleichermaßen unsichtbar zu machen, spricht man beispielsweise statt vom Maskulinum „der Flüchtling“ vom neutralen „Flüchtenden“ oder statt von „Abiturient“ von „Abitur ablegender Person“<sup>2</sup>.

Das Problem besteht darin, dass derartige Konstruktionen kompliziert sind, gestelzt wirken, in vielen Fällen die Bedeutung von Worten verändern und grammatikalisch unsinnig sind. Das

---

<sup>2</sup> <https://geschicktgendern.de>

hat einen einfachen Grund: Die Genderformen wurden nicht entwickelt, um mehr Klarheit in die Sprache zu bringen oder diese gar zu bereichern. Vielmehr hat man mit ihnen Werkzeuge für den politischen Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter geschaffen und der Sprache eingepflanzt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie im Alltag funktionieren oder nicht.

Keine Frage: Die Gleichberechtigung von Frau, Mann und Menschen mit diversem Geschlecht ist wichtig. Letztlich müssen sich moderne, vielfältige, demokratische Gesellschaften auch daran messen lassen, wie frei Menschen verschiedener Geschlechter leben können. Jeder soll nach seiner Fassung glücklich werden dürfen. Das sollte das große Ziel sein. Die Frage ist nur, mit welchen Mitteln eine Gesellschaft es erreichen kann. Für einige Menschen ist heute das Gendern das Mittel der Wahl. Allerdings führt das Gendern im Alltag sehr oft zu sprachlichen Wirrungen und Absurditäten, die die Kommunikation erschweren. Letztlich ist das Gendern ein gesamtgesellschaftliches Sprachexperiment. Ob es die Welt tatsächlich besser machen kann, ist fraglich. Sicher ist nur eines: Sollten wir uns dazu entschließen, künftig konsequent zu gendern, dann ist die Klarheit und nicht zuletzt auch die Schönheit der Sprache perdu.

Vorab ein wenig Grammatik

Die Verwirrung um das Gendern beginnt damit, dass es zwei sprachliche Aspekte miteinander vermischt – das Genus und den Sexus. Mit dem Sexus wird das biologische Geschlecht bezeichnet, mit dem Genus die sogenannten Wort**gattungen** Maskulinum, Femininum und Neutrum. Dafür benutzt man im Deutschen die bestimmten Artikel „der“, „die“, „das“ und die unbestimmten Artikel „ein“, „eine“, „eines“. Das Problem besteht darin, dass die Genderbefürworter das generische Maskulinum *immer* mit dem Sexus „Mann“ gleichsetzen. Beim generischen Maskulinum, so sagen die Befürworter, denke man stets nur an Männer.

Richtig ist, dass Genus und Sexus gleich sein *können* – insbesondere bei Familienbezeichnungen wie „der Vater“ stimmen biologisches Geschlecht und Genus überein – Sexus „Mann“ und Genus „Maskulinum“. Das generische Maskulinum *immer* mit dem Sexus „Mann“ gleichzusetzen, ist aber falsch. Vielmehr bezeichnet das „generische Maskulinum“ in den allermeisten Fällen alle Menschen ganz unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht.

So ist zum Beispiel „der Typ“ geschlechtsneutral. „Die Frau ist genau mein Typ“ funktioniert genauso gut wie „Der Mann ist genau mein Typ“. Trotzdem beharren die Genderbefürworter darauf, dass das Maskulinum immer und überall durch gegenderte Formen „neutralisiert“ werden müsse.

Doch es bleibt dabei: Femininum, Maskulinum und Neutrum sind im Deutschen bunt gemischt. Es heißt „der Gast“, „die Person“, das „Schlitzohr“. In allen Fällen kann damit ein Mann, eine Frau oder ein diverser Mensch gemeint sein. Die Artikel „der“, „die“, „das“ sind also nicht zwangsläufig an das biologische Geschlecht gekoppelt. Wie sehr die drei Genera vermischt sind, macht auch die Tatsache klar, dass das Maskulinum und das Neutrum im Plural stets an das Femininum angeglichen werden. Es heißt in der Einzahl zwar „der Kunde“, im Plural aber „die Kunden“. Aus „das Kind“ wird „die Kinder“. Das Femininum hingegen verändert den Artikel nicht – aus „die Person“ in der Einzelzahl wird „die Personen“ im Plural. Spätestens im Plural sind also rein sprachlich ohnehin alle gleich. Im Grunde sind die Genera eine ausgesprochen anarchistische Angelegenheit. Kein Sprachwissenschaftler kann heute noch wirklich ergründen, warum es „die Lampe“ aber „der Lampenschirm“ heißt, warum man „der Teller“ aber „die Tasse“ sagt, warum es „die Wache“ aber „der Held“ heißt, obwohl man sich sowohl unter einer Palastwache (Femininum) als auch einem Superhelden (Maskulinum) eher Männer vorstellen dürfte.

Es gibt viele Spielarten des Genus'. Femininum und Maskulinum werden beispielsweise zum Neutrum, wenn man sie verkleinert. Aus „der Hund“ wird das „Hündchen“, aus „die Katze“ das „Kätzchen“; was keineswegs bedeutet, dass beide zu einer Sache werden, nur weil sie jetzt sächlich sind. Und beim Deklinieren von Hauptworten erhält „die Frau“ im Dativ den männlichen Artikel „der“: „Die Frau, *der* ich mein Auto geliehen habe.“ Die Genera sind ein Gemischtwarenladen. Dass man sich im Kampf um die Gleichberechtigung der Frau und diverser Menschen ausgerechnet das generische Maskulinum herausgepickt hat, ist eine gesellschaftspolitische Entscheidung. Aus grammatikalischer Sicht ergibt das keinen Sinn.

Wer weiß: Hätten Schrift- und Sprachgelehrte vor langer Zeit die Genera nicht mit „männlich“, „weiblich“ und „sächlich“, sondern mit „rot“, „grün“ und „gelb“ oder mit „Tick“, „Trick“ und „Track“ bezeichnet, wäre das Gendern vermutlich nie zum Thema geworden.

## 2. Prädikat: praxisuntauglich

Wie wichtig es ist, sich klar und einfach auszudrücken, lernt man als Journalist in der Regel im Volontariat – der zweijährigen Ausbildung zum Redakteur. Vor allem die ersten Monate sind hart, weil die erfahrenen Kollegen den Anfängern schriftstellerische Ambitionen und Wordtrechselei gnadenlos austreiben. Die erste Zeit verbringt man meist damit, kleine Meldungen und Texte zu schreiben: einen Zehnzeiler über einen Unfall mit Blechschaden, eine Terminankündigung zu einem Vortrag beim Landfrauenverband oder einen Mini-Bericht über eine Dackelschau. Die Schwierigkeit besteht darin, „auf Zeile“ zu schreiben, den Text exakt so lang zu machen, dass er in den „Kasten“ passt, jenen Platz, der auf der Zeitungsseite dafür reserviert ist. „Fasse dich kurz“, „komm auf den Punkt“, „das Wichtigste zuerst“, „verwende kurze Wörter, keine Silbenschleppzüge“ – das sind die Regeln, die einem eingebimst werden.

Das Schreiben von Meldungen ist stumpfsinnig, aber es übt ungemein. Vor allem wird einem dabei eines klar: Wer gelesen werden will, muss es den Lesern so leicht wie möglich machen. Man muss verständlich schreiben, sollte niemals zweideutig sein. Man muss mit der Tür ins Haus fallen, damit die Leser wissen, worum es geht. Unter Journalisten heißt es: „Der Leser ist ein unstetes Wesen, weil er sich leicht ablenken lässt.“ Wer regelmäßig Zeitung liest, kennt das. Man überfliegt die Zeitungsseite, bleibt an Fotos hängen, an Überschriften und huscht dann weiter zum nächsten Text. Manche Artikel liest man bis zum Ende. Bei anderen liest man nur die ersten paar Zeilen und blättert dann weiter. Beim „Wischen“, „Swipen“, auf Instagram und in anderen Social-Media-Kanälen ist das genauso.

Für Journalisten gilt deshalb: Schreibe Deinen Text so, dass die Leser bis zum Ende durchhalten. Vor allem aber: Baue keine Stolperer ein, sonst steigen Dir die Leser aus. In dieser Hinsicht ist das Gendern kontraproduktiv, weil man Texte vorsätzlich mit Stolperern belädt. Hinzu kommt, dass viele Genderkonstruktionen wegen der Logikbrüche missverständlich oder sogar unfreiwillig komisch sind.

Um es auf den Punkt zu bringen: Die Klarheit der Sprache ist kein Selbstzweck. Wer die Regeln nicht befolgt, kommt beim Empfänger nicht an, der bleibt ungelesen und ungehört. Wer

gendert, riskiert, dass die Leser früher oder später entnervt Zeitungen und Texte weglegen, dass Zuhörer das Radio und Zuschauer den Fernseher ausschalten.

Wie das Gendern stolpern lässt, ist auf den nächsten Seiten beschrieben. Dabei bringen die verschiedenen Genderformen jeweils ihre eigenen Probleme mit sich.

Dazu gehören

1. die Schreibweise mit zusätzlichen Satzzeichen wie zum Beispiel Entscheidungsträger\*innen oder Philosophie-Doktorand:innen<sup>3</sup>
2. die sogenannte Beidnennung von Mann und Frau wie zum Beispiel „Sportfreundinnen und Sportfreunde“
3. die aus Verben abgeleiteten Partizipialkonstruktionen wie zum Beispiel „die Auftragnehmenden“ statt „die Auftragnehmer“.

### **Die Satz- bzw. Sonderzeichen: Von Stolpersternchen und Sprechpäuschen**

Die wohl auffälligste und bekannteste Gendervariante ist die mit dem Sternchen, dem sogenannten Asterisk, wie zum Beispiel in „Immobilieeigentümer\*innen“. Alternativ setzt man den Doppelpunkt ein – „Immobilieeigentümer:innen“ – oder das sogenannte Binnen-I – „ImmobilieeigentümerInnen“. Sternchen, Doppelpunkt, Binnen-I oder auch der Unterstrich sind Varianten derselben Sache, alle hängen ein „-innen“ an und führen damit zu denselben Problemen. Warum sie Texten nicht guttun und wie sie Schreibern das Schreiben und Lesern oder Zuhörern das Leben schwer machen, wird im Folgenden anhand des Sternchens erläutert. Es steht hier stellvertretend für die anderen Formen.

#### *Ein Fall für die Chirurgie*

Es heißt nicht umsonst „Deutsche Sprache, schwere Sprache“. Die Grammatik und die Rechtschreibung zu beherrschen, ist schwer, verständlich zu schreiben noch viel schwerer.

---

<sup>3</sup> S. 6 f., [https://www.volkswagenstiftung.de/sites/default/files/documents/RZ\\_VWS\\_Impulse-2022-Web\\_20220809\\_144\\_high.pdf](https://www.volkswagenstiftung.de/sites/default/files/documents/RZ_VWS_Impulse-2022-Web_20220809_144_high.pdf)

Wer anfängt, an der deutschen Sprache herumzuklempnern, muss also sehr genau überlegen, was er tut. So muss einem beispielsweise bewusst sein, dass Sternchen in den meisten Fällen zu besonders langen Worten, den gefürchteten „Silbenschleppzügen“, führen. Silbenschleppzüge bewirken, dass das Lesetempo rapide abnimmt. Weil sie so lang sind, müssen sie gewissermaßen dechiffriert werden. Silbenschleppzüge gab es schon immer. Leider sind sie nicht totzukriegen. Zu den klassischen Silbenschleppzügen gehören die zusammengesetzten Hauptworte. Früher haute man Schülern den „Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitän“ um die Ohren, um ihnen klar zu machen, dass Bandwurmsätze und Silbenschleppzüge für Leser eine Zumutung sind. Beim Gendern sieht das anders aus: Lange Begriffe scheinen, im Sinne der guten Sache durchaus en vogue zu sein. Die oben erwähnten Immobilieneigentümer\*innen haben exakt dieselbe Anzahl an Silben wie der Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitän.

Genderbefürworter betonen immer wieder, dass das angehängte „\*innen“ gewissermaßen längenneutral sei. Irgendwann lese man darüber hinweg, heißt es. Diese These ist gewagt, weil man über das „\*innen“ eben nicht einfach hinweglesen kann. Zum einen besteht die Gefahr, dass die Leser bei einem Wort wie „Hamburger\*innen“ nur an Frauen denken, wenn alle gemeint sind. Andererseits scannt man beim Lesen automatisch, ob nicht doch irgendwo Frauen gemeint sind. Spätestens beim nächsten „innen“ ohne Sternchen fragt man sich: „Ein ‚innen‘ ohne Sternchen? Ah, OK, dann sind hier jetzt vermutlich wieder nur die Frauen gemeint. Oder hat der Autor nur das Sternchen vergessen?“ Gedankenpause, Zwangspause – und nicht zuletzt ein Quäntchen weniger Lesevergnügen.

Silbenschleppzüge nerven. Sie lassen sich schlecht vorlesen. Sie kosten Zeit, sowohl beim Schreiben als auch beim Lesen. Das wusste schon der US-amerikanische Schriftsteller Mark Twain, nachdem er sich während eines Besuchs in Heidelberg neun Wochen lang mit der Sprache herumgequält hatte. In seinem Aufsatz „Die schreckliche deutsche Sprache“ schrieb er: „Im Krankenhaus ist gestern einem Patienten mit Erfolg ein dreizehnsilbiges Wort entfernt worden – einem Norddeutschen aus der Nähe von Hamburg –, aber da ihn die Chirurgen unglücklicherweise ... an der falschen Stelle geöffnet hatten, ist er gestorben.“ Journalisten setzen nicht umsonst die kürzere Variante ein, wenn es treffende Synonyme gibt – billig statt

kostengünstig oder Chef statt geschäftsführender Gesellschafter. Mit dem Sternchen aber basteln wir uns ganz ohne Not Silbenschleppzüge en masse.

Silbenschleppzüge sind auch deshalb riskant, weil sie häufig zu Vertipfern führen. Wer haufenweise Vokale, Konsonanten und gar doppelte Konsonanten aneinanderreihet, haut manches Mal daneben. Per E-Mail bekam ich neulich eine Pressemitteilung zugeschickt, in der im ersten Absatz von „Patient\*innenorganisationen“ die Rede war, im dritten von „Patienten\*innenorganisationen“. Auf den Internetseiten, die Ratschläge zum Gendern geben, wird betont, wie leicht das Gendern sei. Ein kleines Sternchen sei keine große Sache. Auch Vertipper häuften sich nicht, heißt es dort. Wer so etwas behauptet, hat vermutlich noch nie Texte unter Zeitdruck abliefern müssen.

Bei langen Worten häufen sich Vertipper durchaus. Komplett unterschätzt wird die Betriebsblindheit. Wenn man am Computer mehrere Stunden lang einen Text bearbeitet hat, rutscht manche Macke durch. Und: Vertipper sind kein Kavaliersdelikt. Tauchen sie zu häufig auf, kratzt das an der Seriosität der Schreiber oder des Mediums. „Schon wieder ein Vertipper. Hm, ganz schön flusig die Kollegen. Ob die beim Quellenstudium auch so nachlässig sind?“ Deshalb gilt: Raus mit den Silbenschleppzügen – und insbesondere auch mit Sternchen, Doppelpunkt und Binnen-I.

### *Das Problem mit den Wortstummeln*

Das Gegenteil der Silbenschleppzüge sind die Wortstummel. Als ich neulich das Wort „Pat:innen“ las, musste ich stutzen. „Pat“? Erst als ich weiterlas, wurde der Zusammenhang klar. „Aha, es geht um Paten!“ Das Problem bestand drin, dass die Autoren durch das Gendern die Abfolge der Silben zerstört hatten. Es gibt etliche solcher Beispiele. „Pate“ setzt sich aus den Silben „Pa“ und „te“ zusammen. Das „Pat“ am Anfang bringt die Leser daher aufs falsche Gleis, denn was soll das sein, ein Pat? Ich hatte zunächst an das englische Wort „pat“ für „Klaps“ gedacht. Was natürlich keinen Sinn ergab. Leser bleiben an solchen Sinnbrüchen hängen. Sie werden gezwungen, zweimal zu lesen, um zu begreifen. Das mag nach Kinkerlitzchen klingen, schließlich geht es ja nur um eine winzige Silbe. Tatsächlich aber wirken solche Konstrukte wie ein Bremschuh auf der Schiene, der eine 70-Tonnen-Lok zum Stehen

bringt. Das verdeutlicht auch das Wörtchen Pol\*innen, über dessen Bedeutung man erst einmal nachdenken muss. Gemeint sind die Einwohner Polens, die normalerweise so getrennt werden: Po-len. Eine oder zwei solcher Vollbremsungen mögen die Leser verzeihen. Spätestens bei der dritten aber sind sie weg.

Wer sich zum Gendern bekennt, muss sich daher bewusst sein, dass er Leser oder Zuhörer auf Dauer vergrault. Unter anderem, weil die „Pat\*innen“ und „Pol\*innen“ nicht allein sind. Es gibt noch andere falsche Wortbruchstücke die beim Gendern mit Sternchen stützen lassen. Immer wieder tauchen in Texten und auch im Radio Begriffe wie Ruder\*innen, Wander\*innen und Förder\*innen auf. Man stutzt, weil die Worte nicht aufgehen, denn bei allen Begriffen sind die Männer verloren gegangen. Normalerweise spricht man von „Wanderern“ oder von „Wanderinnen“. Für die beiden Geschlechter lässt sich also keine gemeinsame Form finden – das Wort „Wanderer\*innen“ ergibt keinen Sinn. Die „Wander\*innen“ wiederum signalisieren, dass nur von Frauen die Rede ist.

Hinzu kommt, dass derartig abgeleitete Begriffe wie zum Beispiel „Förder\*innen“ ungebräuchlich sind und so fremd klingen, dass man darüber stolpert. Es sei denn, man meint die Fahrrinnen in der Kieler Förde. Mit dem Verzicht auf die klassischen „Förderer“ handelt man sich also Verständnisprobleme ein.

#### *Von Bauer\*innen und Schwab\*innen*

Sternchen, Doppelpunkt und Binnen-I funktionieren auch in vielen anderen Fällen nicht. Darauf haben die Kritiker des Genderns schon vielfach hingewiesen. Die Worte „Bauer“, „Franzose“, „Jude“, „Niedersachse“, „Schwabe“ und viele andere lassen sich nicht gendern, weil die Begriffe im Femininum anders lauten als im Maskulinum: „die Bäuerin“ aber der „Bauer“. Schreibt man Bäuer\*innen, sind die Männer weg; bei Bauer\*innen die Frauen. Zudem klingt das Wort so eigenartig, dass selbst Genderbefürworter davor zurückschrecken. Dasselbe gilt für Schwäb\*innen und Schwab\*innen. Mit dem Sternchen wurde in den 1980er-Jahren also eine Wortform erfunden, die in vielen Fällen schlichtweg versagt. Wer gendern will, ist gezwungen, die Genderform zu wechseln – ganz egal, ob die Leser dann noch mitkommen.

Im Internet finden sich mittlerweile zahlreiche Websites, die Tipps zum Gendern geben. Bei der vom Bundesfamilienministerium geförderten Website [www.genderleicht.de](http://www.genderleicht.de) zum Beispiel ist der Name Programm. Der Titel ist geschickt gewählt, weil er suggeriert, dass das Gendern „kinderleicht“ sei. Die Autoren geben haufenweise Tipps für eine gendergerechte Sprache. Sie werden nicht müde zu betonen, wie einfach das Gendern sei, und dass es eine Freude sei, gendergerechte Alternativen zum Althergebrachten zu erfinden. Leider sind diese für den Alltagseinsatz nicht zu gebrauchen. Zum Problem mit den Bauer\*innen und den Franzos\*innen schreiben die Genderleicht-Autoren folgendes:

„Aber pfiffig wie wir sind, schauen wir noch einmal in den Duden, war doch dessen Lösung: ‚Doppelnennung mit Schrägstrich dazwischen‘. Setzen wir also anstelle des Schrägstrichs das Gendersternchen hin: Bauern\*Bäuerinnen oder Franzosen\*Französinen. Sieht hübsch aus und könnte vielleicht auch die überzeugen, die auf korrekte Grammatik pochen.  
Charmante Grüße von der Ackerscholle!  
Team Genderleicht.“<sup>4</sup>

Das muss man erst einmal verdauen, denn hier wurde mit federleichter Kreativität ein Monstrum von Hauptwort erschaffen. Man stelle sich vor, dergleichen in einer Tageszeitung oder einem Unternehmensmagazin zu veröffentlichen. Etwa so: „In dieser Ausgabe adressieren wir besonders die „Schwaben\*Schwäbinnen unter unseren Leser\*innen – auf Seite 8 lesen sie eine spannende Reportage von den Milchbauern\*Milchbäuerinnen und den Viehbauern\*Viehbäuerinnen auf der Schwäbischen Alb“.

---

<sup>4</sup> <https://www.genderleicht.de/Textlabor/genderstern-nach-umlaut/>

Wie es aussieht, wenn man Texte konsequent mit Sternchen, Unterstrich oder auch Doppelpunkt gendert, zeigt das folgende Beispiel aus dem Buch „Bedingt planbar“ der Wüstenrot-Stiftung<sup>5</sup>:

„Im Redaktionsteam verdanken wir diese Gelegenheit vor allem unseren Autor:innen, Interviewpartner:innen, Workshopexpert:innen, Veranstaltungsbesucher:innen und Kolleg:innen. ... Das Verfahren verband verschiedene Formen der Bürger:innenbeteiligung. ...Dabei war das Leitbild ein innerfachlicher Konsens der Planer:innenzunft.“

Auffällig ist, dass in dem Werk sogar zusammengesetzte Hauptwörter, sogenannte Komposita, durchgehend gendert werden. Das erschwert das Lesen zusätzlich, weil die einzelnen Worte, aus denen der Silbenschleppzug besteht, durch das \*innen voneinander getrennt werden. „Planer\*innenzunft“. Das ist starker Tobak. Man ist gezwungen, die Anfänge der einzelnen Wortbestandteile zu suchen. Da liest man schnell mal „Planer in Zukunft“ – und bleibt hängen. Seit einiger Zeit kursiert im Internet zum Thema Gendersternchen und Komposita das Beispiel „Bürger\*innenmeister\*innenkandidat\*innen“. Bislang hielt ich es für einen Witz. Die Autoren von „Bedingt planbar“ sind ziemlich nah dran.

Wie dieses Beispiel zeigt, ist das angehängte \*innen auch deshalb problematisch, weil es den Rhythmus von Worten und Texten zerstört – vor allem, wenn es gehäuft auftritt. Das zeigt sich, wenn man sich solche Begriffe einmal laut vorliest, etwa bei einer Aufzählung der Ostseeanrainer: Dän\*innen, Schwed\*innen, Finn\*innen, Lett\*innen oder Est\*innen.

*„Sag zum Abschied leise Servus“*

Für überzeugte Genderbefürworter ist das Gendern mit Sternchen etc. die gerechteste und damit beste Variante, da dadurch diverse Menschen, Frauen und Männer gleichbehandelt würden. Wie das Beispiel oben aus dem Buch „Bedingt planbar“ zeigt, führt das zu einem massiven Umbau der gesprochenen Sprache und geschriebener Text. Hinzu kommt, dass

---

<sup>5</sup> <https://wuestenrot-stiftung.de/publikationen/bedingt-planbar/>

etliche Wörter nicht mehr verwendbar sind, weil sie sich nicht mit Sternchen gendern lassen. Wer konsequent mit Sternchen gendert, muss sich darüber im Klaren sein, dass er damit für alle Zeiten Begriffe aus dem deutschen Wortschatz verbannt. Die Bauern und Bäuerinnen etwa, die am Sternchen scheitern, müssten konsequent durch „Landwirt\*innen“ ersetzt werden. Doch löst der Begriff „Bauer“ bei Lesern ganz andere Assoziationen aus, als der moderne „Landwirt“, der seinen Hof betriebswirtschaftlich führt. Hinzu kommen Bezeichnungen wie „der Neuling“, „der Sonderling“, „der Säugling“ oder „der Vormund“ und viele andere „maskuline“ Begriffe, die sich nicht per Sternchen gendern lassen. Auch für sie bedeutet das Sternchen das Aus. Autoren sind gezwungen auf gestelzte Umschreibungen „wie Person, die hier neu ist“ statt Neuling oder „die Vormundschaft innehabende Person“ statt Vormund auszuweichen. Der präzise Ausdruck weicht abstraktem Geschwurbel.

Der Begriff „Flüchtlinge“ beispielsweise ist aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk bereits so gut wie verschwunden. Im Bemühen, eine „geschlechtsneutrale“ Form zu finden, wird der Flüchtling jetzt durch den Begriff „Geflüchtete“ ersetzt – denn den oder die „Flüchtling\*in“ gibt es bislang nicht. Zum Thema „Flüchtling“ findet man im Internet etliche Debatten und Blog-Beiträge. Für Journalisten ist die Sache eigentlich klar: Ein „Geflüchteter“ ist eine Person, die vor allen möglichen Dingen fortgelaufen sein kann – vor einem Gewitter oder vor der Polizei. Mit dem Begriff „Flüchtling“ aber lösen Autoren bei den Lesern und Zuhörern eine regelrechte Assoziationskette aus, die das ganze Elend der Flucht fühlbar macht: Flüchtlingsunterkünfte, Flüchtlingstrecks, überfüllte Schlauchboote im Mittelmeer – unendlich viele Dinge, die wir mit diesem Begriff verbinden. Mit dem Sternchen gehen also nicht nur die Begriffe an sich verloren. Der Verlust macht es in vielen Fällen unmöglich, Dinge treffend zu beschreiben. Letztlich geht auch das auf Kosten einer präzisen Kommunikation zwischen Sender und Empfänger.

### **Die Beidnennung: Von Mieteigentümerinnen und Mieteigentümern**

Bei der zweiten Variante des Genderns betont man Männer und Frauen gleichermaßen – etwa bei einer Begrüßung wie „Guten Abend, sehr geehrte Zuschauerinnen und Zuschauer.“ Diese Beidnennung ist gewissermaßen die klassische Form des Genderns. Sie wird benutzt, wenn man ganz bewusst beide Geschlechter ansprechen will. Letztlich ist diese Variante eine

Höflichkeitsfloskel, die man verwendet, wenn man hervorheben will, dass es um Frauen und Männer geht.

Die Beidnennung wird derzeit in vielen Texten verwendet, die sich an die allgemeine Öffentlichkeit richten. Die Autoren versuchen damit, das Sternchen zu umgehen. So ist von „Kundinnen und Kunden“, „Schülerinnen und Schülern“ oder „Nutzerinnen und Nutzern“ die Rede; im Fernsehen zum Beispiel immer häufiger von „Bürgerinnen und Bürgern“. Die Autoren ersetzen das generische Maskulinum, das eigentlich kein bestimmtes biologisches Geschlecht bezeichnet, damit konsequent durch „Mann“ und „Frau“. Das soll zum einen höflich sein. Zum anderen wollen die Autoren damit signalisieren, dass sie stets an beide Geschlechter denken und in Sachen Gleichberechtigung auf der Höhe der Zeit sind. Viele Institutionen bevorzugen derzeit beim Gendern die Beidnennung, weil diese gebräuchlicher ist und laut Umfragen beim Publikum weniger auf Ablehnung stößt als das Sternchen.

Allerdings bringt auch die Beidnennung Probleme mit sich. Nach Genderlogik betont man mit der Beidnennung ganz bewusst nur „Mann“ und „Frau“. Diverse Menschen, die sich weder als Mann noch als Frau fühlen, sind bei dieser Konstruktion ausdrücklich ausgeschlossen. Folgt man dieser Logik weiter, ist die Beidnennung im Grunde noch schlimmer als das generische Maskulinum. Verwendet man das generische Maskulinum, kann man davon ausgehen, dass alle Menschen mit einbezogen sind. Benutzt man aber „Lehrerinnen“ und „Lehrer“, entscheidet man sich gemäß Genderlogik ganz bewusst dafür, diverse Menschen außen vor zu lassen. Wer glaubt, anderen mit der Beidnennung einen Gefallen zu tun, der irrt: Der wohl größte Teil der Gendercommunity lehnt die Beidnennung ab und bevorzugt das Sternchen, den Doppelpunkt oder den Unterstrich.

*„Unser Silbenschleppzug besteht heute aus zwei Zugteilen“*

Die Beidnennung führt dazu, dass Sätze noch länger werden als beim Sternchen. Mit der Beidnennung verdopple ich die Anzahl der Worte, zudem kommt jedes Mal ein „und“ hinzu. Das kleine Wort „Bürger“ wird zu einem kapitalen Satzbestandteil aufgebläht:

„Viele Bürger waren da“ wird zu „Viele Bürgerinnen und Bürger waren da.“ Man könnte denken, dass solche Blähungen vernachlässigbar sind. Sie sind es nicht. Sie wirken wie

Rausschmeißer. Wer seine Leser und Zuhörer verlieren möchte, pumpe seine Sätze nach Herzenslust derart auf.

Besonders deutlich wird das bei Aufzählungen. Aufzählungen gehören zu den wichtigsten Elementen eines Textes. Mit Aufzählungen wird man konkret: „Firma XY stellt nicht nur Autos, sondern auch Küchengeräte, Unterhaltungselektronik und sogar Schiffe her.“ Man liefert Beispiele, um eine Sache greifbar zu machen. Viele Texte – ganz gleich, ob sie von Firmen, Forschungsinstituten, Behörden oder Universitäten stammen – bleiben nichtssagend, weil ihnen die Beispiele fehlen: „Unser interdisziplinäres Team entwickelt nachhaltige Technologien.“ So etwas liest man dutzendfach. Mitunter ziehen sich derart blutleere Beschreibungen über ganze Seiten. Sie sind so wenig konkret und so abstrakt, dass selbst interessierte Leser irgendwann aussteigen. Schreibe man aber „Bei uns entwickeln Elektroingenieure zusammen mit Wirtschaftsexperten und Schülern besonders stromsparende Staubsauger“, wird es spannend: „Was, die arbeiten alle zusammen? Das ist ja mal eine interessante Kombination“. Beispiele und Aufzählungen bringen frischen Wind in Texte. Sie sind essentiell wichtig. Beim Gendern aber werden die Aufzählungen zum Problem, weil sich die Personenbezeichnungen häufen.

Denn wie der Frosch in den Salat platscht mitten hinein die Beidnennung. „Bei uns entwickeln Elektroingenieurinnen und Elektroingenieure zusammen mit Wirtschaftsexpertinnen und Wirtschaftsexperten und Schülerinnen und Schülern besonders stromsparende Staubsauger.“ Ein Hatrick unter den Silbenschleppzügen, garniert mit Dopplung und viermal „und“. Ein solches Konstrukt ist anstrengend zu schreiben, zu lesen und anzuhören. Wer davon bis jetzt noch nicht überzeugt ist, möge den Satz einfach mal laut vorlesen. Beidnennungen sind schwerfällig und holperig und sollten nur in Ausnahmefällen zum Einsatz kommen – nur dann, wenn man ausdrücklich betonen möchte, dass Frauen und Männer gemeint sind.

### *Auf die sanfte Tour*

Wohlwissend, dass die Beidnennung auf Dauer nervtötend ist, sind viele Redaktionen, Pressestellen und Medienagenturen dazu übergegangen, die Formen zu mischen. Mal schreiben sie „Bürgerinnen und Bürger“, mal verwenden sie nur das Maskulinum „Bürger“ und

dann wieder nur das Femininum „Bürgerinnen“. Diese Methode wird als „sanftes Gendern“ bezeichnet. Die Leser bekommen nicht die volle, sondern nur eine homöopathische Gender-Dosis. Damit signalisieren die Autoren letztlich Folgendes: „Liebe Leserinnen und Leser, weil das keiner lesen mag, ziehen wir das Gendern hier nicht voll durch. Aber damit uns ist die Gendercommunity nicht aufs Dach steigt und damit man uns nicht für rückschrittlich oder unhöflich hält, streuen wir hier und da ein paar Genderbrocken ein, um ein Signal zu setzen.“

Doch das sanfte Gendern geht nicht auf. Der Wechsel zwischen Beidnennung und Einzelnennung, zwischen Femininum und Maskulinum bringt die Leser früher oder später aus dem Konzept. Mit dem sanften Gendern zwingt man sie dazu, permanent darüber nachzudenken, ob Männer, Frauen oder beide gemeint sein könnten. Das macht dieser Textauszug aus der Nordwest-Zeitung<sup>6</sup> deutlich:

„Die Teilnehmenden können sich die Sprachen aussuchen, mit denen sie am Wettbewerb teilnehmen wollen. Voraussetzung ist, dass sie diese fließend in Wort und Schrift beherrschen. ... Schülerinnen und Schüler von der zehnten bis zur 13. Klasse dürfen an der Kategorie Solo Plus teilnehmen. 51 weitere Teilnehmer standen mit Amelie im Finale. ... Beurteilt wurden die Prüfungssituationen von Juroren und Vertretern der Studienstiftung des deutschen Volkes. ...Der Preis für die sechs Gewinnerinnen und Gewinner kann sich sehen lassen.“

Die Autorin dieses Textes wechselt wie beschrieben zwischen den Formen. Sie gendert „sanft“ mit dem Ziel, alle Geschlechter sichtbar oder unsichtbar zu machen, den Zeitungsartikel aber nicht zu überfrachten. Liest man den Text, bleiben zwei Dinge offen:

1. Handelt es sich bei den anderen 51 Teilnehmern, die mit Amelie im Finale standen, nur um Männer beziehungsweise Jungs oder nicht?
2. Sind die Juroren und die Vertreter der Stiftung tatsächlich nur Männer?

---

<sup>6</sup> Nordwest-Zeitung (Oldenburg) vom 07.04.2022

Aufgrund des permanenten Mischens beziehungsweise der Betonung der Geschlechter, lassen sich diese Fragen nicht mehr beantworten. Manche mögen darüber hinweglesen. Es ist aber durchaus denkbar, dass Leser darüber stolpern. Das aber darf nicht sein.

Auch das folgende Beispiel aus der Neuen Zürcher Zeitung<sup>7</sup> zum Krieg in der Ukraine verdeutlicht, wie verwirrend der Wechsel zwischen den Formen ist – und dass, obwohl darin noch nicht einmal eine Beidnennung auftaucht:

„Der Theaterdirektor hatte Glück und wurde noch am Tag seiner Verschleppung vergangene Woche freigelassen. Andere hat es härter getroffen: Von Dutzenden ukrainischen Bürgermeistern, Journalistinnen, Priestern und Vertreterinnen der Zivilgesellschaft in den besetzten Gebieten fehlt jede Spur. Es wird angenommen, dass sie in der Gewalt des russischen Geheimdiensts sind.“

Ein solcher Text lässt die Leser ratlos zurück. Die Situation wird noch undurchschaubarer, als sie ohnehin schon ist. „Warum wurden nur männliche Bürgermeister verschleppt und nur weibliche Journalistinnen? Was ist mit den männlichen Journalisten? Warum nur Vertreterinnen der Zivilgesellschaft? Liegt hier ein Übersetzungsfehler vor? Geht es hier jetzt ums Gendern oder nicht?“

Journalisten sprechen in einem solchen Fall wenig dezent von „Leserverarsche“. Damit sind Texte gemeint, die nicht plausibel sind, die mehr Fragen aufwerfen, als sie beantworten, oder Überschriften, die etwas ankündigen, das im Text nicht aufgelöst wird. „Leserverarsche“ ist ein klassischer handwerklicher Fehler. So ein Fehler ist fatal, weil er nicht nur dazu führt, dass die Leser am Text hängen bleiben, sondern weil er sie verärgert. Es bleibt das Gefühl: „Besten Dank, den Text hätte ich mir auch schenken können.“

---

<sup>7</sup> <https://www.nzz.ch/international/russland-errichtet-terrorregime-in-besetzten-gebieten-der-ukraine-ld.1677142>

### *Wer soll sich quälen? Der Autor oder 150.000 Leser?*

Eine der wohl größten Fehleinschätzungen der Genderbefürworter ist die implizite Annahme, dass man den Lesern Beidnennung, sanftes Gendern, Sternchen und Stolpersteine so einfach zumuten könne. Insofern liegt dem Gendern eine belehrende Haltung zugrunde: „Lieb\* Leser\*in, wir kämpfen hier für eine wirklich große Sache – die Geschlechtergerechtigkeit. Stell Dich mal nicht so an. Da kann man Stolpersteine schon mal in Kauf nehmen.“ Diese Haltung wird in einer E-Mail deutlich, die ich vor einiger Zeit von einer Studentin zugeschickt bekam. Sie hatte auf meiner Website einen Text zum Thema Gendern gelesen. Sie schrieb:

„Deinem Beitrag ‚Obacht beim Gendern‘ kann ich leider wenig zustimmen. Der kleine Unterstrich (*Red. Anmerkung: Sie benutzt statt des Sternchens offenbar den Unterstrich*) ist für mich ein hinzunehmendes Übel. .... In der Diskussion geht es um mehr als Prosa.“

Das trifft den Nagel auf den Kopf. Sie argumentiert, dass der Unterstrich – und damit auch das Sternchen, der Doppelpunkt und dergleichen – ein winziger, quasi minimalinvasiver Eingriff in die Sprache sei, verkennt aber die großen Konsequenzen, die das für die Klarheit der Sprache hat. Für die Kommunikation gilt: Texte müssen eindeutig sein. Wenn auch nur der geringste Verdacht besteht, dass eine Textstelle missverständlich, zweideutig, holprig oder nicht plausibel ist, muss sie glattgebügelt werden. Zu groß ist die Gefahr, die Empfänger zu verlieren. Die Kunst des Schreibens besteht darin, Dinge so einfach wie möglich auszudrücken, die Texte so zu gestalten, dass die Leser geschmeidig hindurchkommen. Je einfacher sich ein Text lesen lässt, desto mehr Arbeit hat das Schreiben gemacht. Nicht umsonst heißt es: „Wer soll sich quälen? Der Autor oder 150.000 Leser?“ Beim Gendern geht man mit erstaunlicher Nonchalance darüber hinweg, wie dieser Auszug aus dem Genderleitfaden der Universität Köln<sup>8</sup> zeigt:

„Gendersensible Sprache kann in der Tat kompliziert sein. ... Etwas Arbeit und Eingewöhnung erfordert das ...(Gendern)... schon. Wäre alles ganz unkompliziert,

---

<sup>8</sup> S. 28, [https://gb.uni-koeln.de/e2106/e2113/e16894/20210709\\_Leitfaden\\_GGSprache\\_UzK\\_Webversion\\_ger.pdf](https://gb.uni-koeln.de/e2106/e2113/e16894/20210709_Leitfaden_GGSprache_UzK_Webversion_ger.pdf)

bräuchten wir diesen Leitfaden nicht. Allerdings gilt, dass viele gute Sachen aufwändig sind und Fortschritt in der Regel auch mit Arbeit verbunden ist.“

Eine solche Forderung ist eine Zumutung. Sie ignoriert die wichtigste Regel der klaren Kommunikation: Manche es Deinen Lesern so leicht wie möglich. Hinzu kommt das Belehrende, das in diesen Zeilen steckt: Der Leser, Student, Professor – oder wer auch immer diesen Genderleitfaden zur Hand nimmt – habe noch viel zu lernen und solle sich gefälligst etwas anstrengen. Das ist anmaßend.

*Und wofür ist das „innen“ dann gut?*

Normalerweise wird das „innen“ benutzt, wenn man ausdrücklich darauf hinweisen will, dass Frauen gemeint sind. Ein Satz wie „Stefanie hat viele Freundinnen“ macht klar, dass Stefanie viele Frauen in ihrem Bekanntenkreis hat.

Die Betonung des weiblichen Geschlechts durch die Silbe „-in“ ist oftmals sinnvoll. Wenn zum Beispiel eine 16-jährige Tochter zu ihren Eltern sagt „Am Wochenende übernachtete ich mit meinen Freunden am See“, könnten diese besorgt fragen: „Sind denn auch Jungs dabei?“. Sagt die Tochter hingegen „Am Wochenende übernachtete ich mit meinen Freundinnen am See“ ist die Sache klar.

Die Betonung des weiblichen Geschlechts durch die Silbe „-in“ hat sich im Deutschen inzwischen durchgesetzt. Letztlich ist es auch kein Gendern, wenn sich Chiara als „Dachdeckerin“ bezeichnet, Bettina als „Leistungsschwimmerin“ oder Katja als „Tischlergesellin“.

Die angehängte Silbe „-in“ ist heute weit verbreitet. Im Sinne der Gleichberechtigung ist sie aber gar nicht mehr unbedingt erforderlich. Katja kann heute ebenso gut „Tischlergeselle“ und Chiara „Dachdecker“ sein. Immerhin bezeichnen „Dachdecker“ und „Tischler“ Berufe, die heute jeder Mensch gleich welchen Geschlechts ausüben kann. Das Geschlecht muss also nicht extra betont werden. Wir können ein „in“ anhängen, nötig ist es heute aber eigentlich nicht mehr. Das zeigt unter anderem eine geläufige Anrede wie „Guten Tag, Frau Doktor Müller“. „Frau Doktorin Müller“ ist unüblich.

Das gilt unter anderem auch für Begriffe wie „Direktor“ oder „Vorstand“, mit denen letztlich abstrakte Positionen in der Hierarchie eines Unternehmens bezeichnet werden. Während eines Telefon-Interviews sagte mir neulich eine Informatikerin: „Bezeichnen Sie mich in Ihrem Text auf keinen Fall als ‚Vorständin‘. Ich bin ‚Vorstand‘!“

### **Die Partizipialkonstruktionen: Wenn Wählende zuhause bleiben**

In vielen Texten liest man inzwischen Begriffe wie „Lehrende“, „Planende“ oder auch „Teilnehmende“. Diese dritte Form des Genderns wird oft verwendet, wenn die Autoren das Sternchen oder die Beidnennung vermeiden wollen, weil Texte dadurch zu schwerfällig werden. Außerdem soll dadurch, wie oben beschrieben, das Geschlecht unsichtbar gemacht werden.

Bei dieser Form handelt es sich um das Partizip I, die sogenannte „Verlaufsform“. Normalerweise wird das Partizip I benutzt, um zu betonen, dass eine Person gleichzeitig zwei Dinge tut: „Lachend schlug er sich auf die Schenkel“. Beim Gendern hingegen wird es als geschlechtsneutrale Form verwendet. Um zum Beispiel das Maskulinum „der Student“ / „die Studenten“ zu umschiffen, nutzt man „Studierende“ – eine Form, die für Frauen und Männer gleich ist: der „Studierende“ und die „Studierende“.

Das Partizip I wird also zweckentfremdet, um Geschlechtsneutralität zu erzeugen – und das beißt sich. Das Problem besteht darin, dass vielen Menschen oder Institutionen ganz offensichtlich nicht bewusst ist, dass sich die Bedeutung von Worten mit der Bildung des Partizips verändert. Wohl keine andere Genderform führt daher so oft zu sinnentstellenden Aussagen wie das zweckentfremdete Partizip I.

Zu den Gender-Klassikern gehören inzwischen die „tödlich verletzten Radfahrenden“, die „radfahrend“ sind, also noch immer Rad fahren, obwohl sie nicht mehr leben. Vor einiger Zeit hat eine Oldenburger Hochschule eine Pressemitteilung verschickt, in der sie nach „Teilnehmenden“ für eine Studie suchte. Das ist absurd, weil „Teilnehmende“ bereits teilnehmen. Der Journalist Jan Fleischhauer berichtete auf Twitter („X“) von einer

Partizipialkonstruktion, die die Kollegen von der „ZEIT“ zu Papier gebracht hatten. So hieß es in der „ZEIT“: „Viele andere Wählende blieben dagegen diesmal zuhause.“ Dieser Satz geht nicht auf, weil man nicht zeitgleich in der Wahlkabine „wählend“ und „zuhause“ sein kann. Jan Fleischhauer kommentierte treffend: „Eine Redaktion, die Nichtwählende als Wähler bezeichnet, die zuhause geblieben sind, die also wählen gegangen sind, ohne das Haus verlassen und ihre Stimme abgegeben zu haben, so eine Redaktion ist in Teilen nicht mehr ernstzunehmen.“

Bei den Partizipial-Konstruktionen werden zudem sehr oft sprachliche Nuancen übersehen, was dazu führt, dass etablierte Begriffe plötzlich einen Drall in die falsche Richtung bekommen. Das Verb „dozieren“ etwa wird meist benutzt, um zu betonen, dass eine Person in „belehrendem Ton“ spricht. Die Begriffe „Dozenten“ und „Dozierende“ sind also keineswegs gleichbedeutend. Insofern müssen sich Autoren darüber im Klaren sein, dass sie Lesern und Zuhörern mit gegenderten Partizipien in vielen Fällen vor allem eines signalisieren: sprachliche Inkompetenz.

*Und wieder heißt es „Servus“*

Das Partizip I wird inzwischen so oft verwendet, dass es die ursprünglichen Begriffe teils verdrängt hat. An den Hochschulen ist fast nur noch von „Studierenden“ und nicht mehr von „Studenten“ die Rede. Obwohl Studenten nur dann „studierend“ sind, wenn sie gerade lernen. Aus den Universitäten und Forschungsinstituten ist mittlerweile auch der Begriff „Forscher“ so gut wie verschwunden. Er wird durch „Forschende“ ersetzt. Übersehen wird dabei, dass das Wort „Forschende“ nicht dieselbe hohe Bedeutung wie der Begriff „Forscher“ hat. Der Begriff „Forscher“ macht Lesern sofort klar, dass es um eine Person mit Expertise geht. „Forschend“ hingegen kann jeder sein. Insofern ist der Begriff „Forschende“ despektierlich. Bei „Jugend forscht“ kommen Schüler „forschend“ zusammen. Forscher sind sie aber noch lange nicht. Fiffi kann forschend am Baum schnüffeln und Lehrer können ihre Schüler beim Spicken forschend anblicken. Mit Forschern und hochkarätiger Forschung hat all das aber nichts zu tun.

Und um nochmals den Begriff „Flüchtling“ zu bemühen: Im öffentlich-rechtlichen Rundfunk ist neben den „Geflüchteten“ häufig auch von „Flüchtenden“ die Rede. „Flüchtend“ ist eine Person aber nur, wenn sie gerade vor der Gefahr davonläuft. „Flüchtlinge“ hingegen sind manche Menschen viele Jahre lang, zum Beispiel Flüchtlinge aus dem Sudan, die seit Jahren in Flüchtlingscamps in Kenia leben. Der Begriff „flüchtend“ ist in diesem Fall nicht nur falsch. Er verniedlicht die Situation auch. „Flüchtend“ impliziert, dass es sich um eine Momentaufnahme handelt, eine dramatische Situation, die vorübergeht. Das Elend von „Flüchtlingen“ aber kann viele Jahre andauern.

*„Wie jetzt?“*

Partizipien werden normalerweise von Verben abgeleitet, nicht von Hauptwörtern. Aus „lernen“ wird „lernend“, aus „schwitzen“ wird „schwitzend“. Beim Gendern ignoriert man diese einfache Regel bedauerlicherweise. So entstehen Hauptwörter die zwar partizipial aussehen, aber keine solche Funktion haben – Hauptwörter, die unüblich sind oder eigentlich gar nicht existieren. In den Pressemitteilungen die auf meinem Computer auflaufen ist von „Zuwendungsempfangenden“, von „Klangkunstschaffenden“ oder von „Betreibenden“ die Rede. Diese Begriffe wirken teils so fremdartig, dass man zwangsläufig stolpert und oftmals doppelt lesen muss. Auch das ist ein Bremschuh. Vor einiger Zeit schickte mir eine Universität, für die ich gerade einen Workshop vorbereitete, einen Fragebogen, in dem unter anderem die folgende Rubrik zu finden war: „Anforderungen an die/den Schulende/n“. Ich war mit nicht ganz sicher, wer damit gemeint war: die „Schüler“, „die zu Schulenden“ oder etwa ich? Da der Ansprechpartner in der Hochschulverwaltung telefonisch nicht zu erreichen war, musste ich eine E-Mail schreiben. Die Antwort kam fünf Stunden später: „Damit sind Sie als Dozent gemeint.“ Vielen Dank. Diese Genderkonstruktion, mit der die Hochschule „den Dozenten“ umschifft, war nicht nur ärgerlich, sie war auch eine Zumutung, weil sie mich meine Arbeitszeit gekostet hatte.

Andere neu erfundene Partizipialkonstruktionen lassen beim Lesen stolpern, weil man sie zunächst gar nicht als solche erkennt. Vor einiger Zeit hatte ich den Jahresbericht eines Forschungsinstituts auf dem Tisch, in dem es um Energietechnik ging. Ich war ganz in die fachlichen Details vertieft, als folgender Satz auftauchte:

„Die Abteilung entwickelt intelligente Regelalgorithmen für Heizung und Kühlung mit deren Hilfe der Energieverbrauch der Nutzenden optimiert wird.“

Ich war nicht auf Partizipialkonstruktionen vorbereitet und verstand im ersten Anlauf tatsächlich „Nutz-Enden“. Für einen Augenblick versuchte ich, mir irgendeine Haustechnik vorzustellen, die an beiden Enden energetisch optimiert wird. Bei der Kühlung und der Heizung eben. Erst beim Weiterlesen wurde klar, dass hier von „Nutzern“ die Rede war. Vollbremsung.

Derartige Konstruktionen gibt es inzwischen zuhauf. Sie zeigen deutlich, dass beim Gendern in der Regel nicht an die Menschen gedacht wird, die die Texte verstehen sollen: die Leser oder Zuhörer.

### **Die Anonymisierung: lauter graue Menschen**

Neben den drei genannten Formen des Genderns gibt es noch eine weitere Strategie, um das generische Maskulinum zu neutralisieren – die Anonymisierung. Statt konkrete Begriffe wie „Gymnasiasten“ zu verwenden, greift man zu „neutralen“ Begriffen wie „Personen auf einem Gymnasium“<sup>9</sup>. „Chirurgen“ werden zu „chirurgischen Fachkräften“ oder „chirurgischem Personal“, die „Hausfrau“ zur „haushaltsführenden Person“. Statt den Menschen in seiner Funktion klar zu benennen, wird er umständlich umschrieben.

Geradezu inflationär wird bei der Anonymisierung inzwischen der Begriff „Person“ genutzt, wie unter anderem das Genderwörterbuch auf der Website [www.geschichtgendern.de](http://www.geschichtgendern.de) zeigt. Diese Website enthält von A bis Z eine Fülle an Vorschlägen, wie sich Maskulina neutralisieren lassen. Der Begriff „Person“ wird dort fast eintausendmal als Alternative vorgeschlagen. Die „Arbeitgeber“ werden dort zu „Personen, die Arbeitsplätze zur Verfügung stellen“, der „Buhmann“ zur „schuldigen Person“ und die Dichter zu „poetischen Personen“. Als Alternative kommt die „Fachkraft“ hinzu. Sprachlich ist das eine Bankrotterklärung, weil

---

<sup>9</sup> <https://geschichtgendern.de>

Begriffe wie „Person“ oder „Fachkraft“ nichtssagend sind. Statt des konkreten Begriffs verwendet man jetzt blutleere Formulierungen.

Was stellen Sie sich vor, wenn Sie einen Satz hören wie: „Vor dem Haus standen viele Personen.“ Sticht eine Person hervor? Haben die Personen klar erkennbare Gesichter oder bestimmte Eigenschaften? Vermutlich nicht. Es ist gut möglich, dass Sie sich gar nichts vorstellen außer einer Masse von Figuren, die irgendwie dicht zusammenstehen. Das ist nicht überraschend, denn eine „Person“ ist nicht näher definiert. Sie ist der anonyme Teil einer Menge, ein Platzhalter, so ähnlich wie die uniformen Spielfiguren auf einem „Mensch-ärgere-Dich-nicht“-Brett. Eine „Person“ hat keine Farbe, keine bestimmten Merkmale. Sie ist ein graues Etwas.

Das ist das Gegenteil dessen, was Autoren beim Schreiben eigentlich erreichen wollen. Gute Texte leben davon, dass sie Dinge bildreich beschreiben. Autoren bemühen sich, bei Lesern und Zuhörern Bilder und Assoziationen zu erzeugen. Journalisten sprechen auch vom „Kino im Kopf“. Texte werden erst dann zum Lesegenuss, wenn sie voller „Bilder“ sind und damit Zusammenhänge unmittelbar greifbar machen. Dafür ist es essentiell, Menschen mit einem einzigen Begriff klar zu benennen. Bei Chirurgen kann man sich Menschen vorstellen, die im Kittel und mit Mundschutz im OP stehen. Doch was soll man sich unter „chirurgischem Fachpersonal“ vorstellen? Eine Excel-Tabelle, in der die Mitarbeiter der Klinik verzeichnet sind? Bei einem Dichter könnte man an einen Menschen mit Monokel und Federkiel denken oder an den armen Poeten auf dem Spitzweg-Gemälde. Doch was soll eine „poetische Person“ sein? Die Anonymisierung konkreter Begriffe führt derzeit wie keine andere Genderform zur Verarmung der Sprache, zu schwammigen, hohlen Umschreibungen, wie man sie von amtlichen Schreiben gewohnt ist. Es ist nicht verwunderlich, dass Behördensprache so schwer zu verstehen ist: Sie wird niemals konkret. Jeder möge selbst entscheiden, ob es sich lohnt, unsere Alltagssprache auf dieselbe Weise zu „anonymisieren“.

Oldenburg, 10.10.2023